

JAMES ROLLINS & GRANT BLACKWOOD

Kriegsfalke

Autor

Der *New-York-Times*-Bestsellerautor **James Rollins** hat einen Doktorgrad in Tiermedizin. Als begeisterter Höhlenforscher und ebenso eifriger Taucher ist er häufig unter Wasser oder unter der Erde anzutreffen. Er wohnt in den Bergen der Sierra Nevada in Kalifornien, USA.

Von James Rollins bei Blanvalet erschienen:

Sigma Force:

Der Genesis-Plan, Feuermönche, Sandsturm, Der Judas-Code, Das Messias-Gen, Feuerflut, Mission Ewigkeit, Das Auge Gottes, Projekt Chimera, Das Knochenlabyrinth, Die siebte Plage, Die Höllenkrone, Der Flammenwall

Die Tucker-Wayne-Romane:

Killercode; Kriegsfalke

Die Bruderschaft der Christuskrieger:

Das Evangelium des Blutes, Das Blut des Verräters,
Die Apokalypse des Blutes

Außerdem:

Sub Terra, Im Dreieck des Drachen, Operation Amazonas

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.instagram.com/blanvalet.verlag

James Rollins
Grant Blackwood

Kriegsfalke

Roman

Aus dem Englischen
von Norbert Stöbe

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»War Hawk« bei William Morrow, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016

by Jim Czajkowski & Grant Blackwood

Published in agreement with the author, c/o Baror Interantional, Inc.

Armonk, New York, U.S.A.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020

by Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -abbildung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com (Allan

Vietmeier; Mary Capriole; Mitrofanov Alexander; Getmilitaryphotos;

Olena Yakobchuk; Kutikova Ekaterina; sibsky2016)

Redaktion: text in form / Gerhard Seidl

HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0812-9

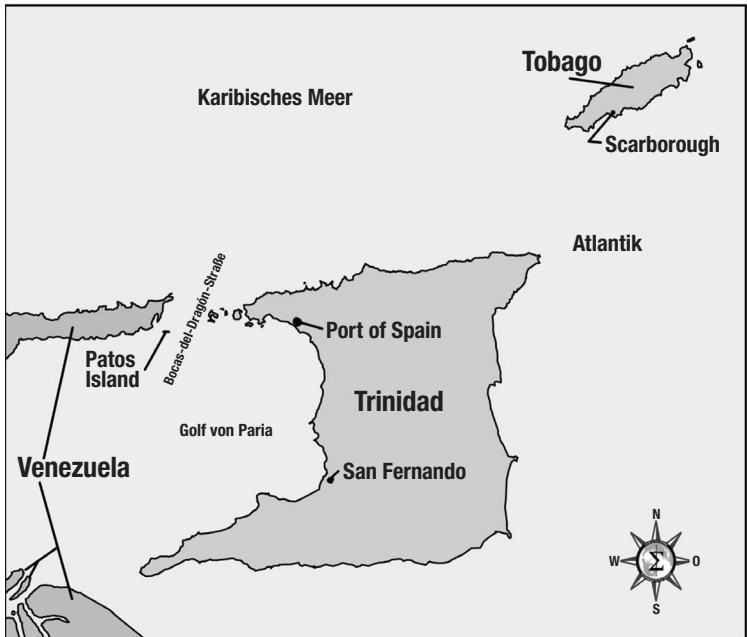
www.blanvalet.de

Für alle vierbeinigen Krieger dort draußen ...
und für die, welche an ihrer Seite dienen.

Danke für euer Engagement und euren Einsatz.



TRINIDAD & TOBAGO



Prolog

Frühjahr 1940

Buckinghamshire, England

Nur wenige Angehörige der militärischen Abwehr kannten seinen wahren Namen oder den Grund für seinen Aufenthalt auf britischem Boden. Der Spion führte den Tarnnamen *Geist*, und Scheitern kam für ihn nicht infrage.

Er lag bäuchlings im morastigen Graben, eisverkrustete Rohrkolben stachen ihm ins Gesicht. Er ignorierte die miternächtliche Kälte, den eisigen Wind, die schmerzenden Gelenke. Stattdessen konzentrierte er sich auf das, was er durchs Fernglas sah.

Er und die ihm zugeteilten Leute versteckten sich am Ufer eines kleinen Sees. Am anderen Ufer, in hundert Metern Entfernung, lagen mehrere stattliche Landhäuser. Nur an wenigen Stellen fiel ein gelber Lichtschimmer durch die Verdunkelungsvorhänge. Trotzdem sah er den Stacheldraht auf der Mauerkrone eines besonders imposanten Anwesens.

Bletchley Park.

Der Codename dafür lautete: Station X.

Von dem trügerisch unauffälligen Landhaus aus leitete der britische Geheimdienst eine Operation, an der der MI6

und die Staatliche Code- und Chifferschule beteiligt waren. Auf dem idyllischen Anwesen hatte der Geheimdienst mehrere Holzhäuser errichtet und darin die bedeutendsten Mathematiker und Kryptografen untergebracht, darunter auch Alan Turing, der seinen Kollegen um Jahrzehnte voraus war. Das Ziel von Station X war, mit Geräten, welche die hier versammelten Genies entwickeln sollten, den Enigma-Code der Deutschen zu entschlüsseln. Die Gruppe hatte bereits ein elektromechanisches Entschlüsselungsgerät mit der Bezeichnung »Die Bombe« entwickelt, und es wurde gemunkelt, man habe mit dem Bau von »Colossus« begonnen, dem ersten programmierbaren Computer überhaupt.

Heute aber ging es nicht darum, diese Geräte zu zerstören.

Denn auf dem Gelände befand sich etwas von unschätzbarem Wert: ein technischer Durchbruch, der imstande wäre, den Lauf der Geschichte zu verändern.

Und ich werde es in meinen Besitz bringen – oder bei dem Versuch ums Leben kommen.

Geist bekam Herzklopfen.

Als Eisregen einsetzte, raffte zu seiner Linken Leutnant Hoffmann, sein Stellvertreter, den Jackenkragen und verlagerte die Haltung. »Dieses gottverfluchte Land.«

Unverwandt durchs Fernglas blickend, tadelte Geist den Anführer der Einsatzgruppe. »Schweigen Sie. Wenn Sie jemand deutsch reden hört, sitzen wir hier für die restliche Dauer des Krieges fest.«

Es brauchte eine feste Hand, das ihm unterstellte Acht-Mann-Team zu leiten. Die Männer waren von der Abwehr sorgfältig ausgewählt worden, nicht nur wegen ihrer herausragenden Kämpfereigenschaften, sondern auch deshalb, weil sie Englisch sprachen. Die schwache militärische Präsenz

der Briten im ländlichen Raum wurde wettgemacht durch die Wachsamkeit der Bevölkerung.

»Ein Laster!«, knurrte Hoffmann.

Geist blickte sich zu der Straße um, die hinter ihm durch den Wald verlief. Ein offener Lastwagen näherte sich, die Scheinwerfer waren bis auf einen schmalen Schlitz abgeklebt.

»Luft anhalten«, flüsterte Geist.

Er wollte vermeiden, dass der Fahrer auf sie aufmerksam wurde. Sie drückten den Kopf an den Boden, bis sich das Motorengeräusch entfernte.

»Sicher«, sagte Hoffmann.

Geist sah auf die Uhr und blickte dann wieder durchs Fernglas.

Warum dauert es so lange?

Alles hing von der exakten zeitlichen Abstimmung ab. Er und seine Leute waren vor fünf Tagen von einem U-Boot an einem abgelegenen Strand abgesetzt worden. Sie hatten sich in Zweier- und Dreiergruppen aufgeteilt, ausgestattet mit Papieren, die sie als Fabrik- und Landarbeiter auswiesen. Am Zielpunkt trafen sie sich in einer Jagdhütte, wo Schläferagenten ein Waffenversteck für sie angelegt hatten.

Eine Sache aber stand noch aus.

Auf dem Grundstück neben Bletchley Park leuchtete kurz eine Taschenlampe auf. Gleich darauf noch einmal – dann herrschte wieder Dunkelheit.

Das war das Signal, auf das sie gewartet hatten.

Geist stützte sich auf den Ellbogen auf. »Es geht los.«

Hoffmanns Leute sammelten die Waffen auf: Sturmgewehre und Schalldämpferpistolen. Der kräftigste Mann – ein wahrer Bulle namens Kraus – hob ein Maschinengewehr vom Typ MG42 hoch, das bis zu fünfhundert Schuss pro Minute abfeuern konnte.

Geist musterte die dreckverschmierten Gesichter seiner Männer. Sie hatten den Einsatz drei Monate lang in einem maßstabsgetreuen Modell von Bletchley Park geübt. Inzwischen konnten sie sich mit verbundenen Augen auf dem Gelände bewegen. Die einzige Unbekannte war das Ausmaß der Sicherheitsvorkehrungen. Das Forschungsgelände wurde von Soldaten und Sicherheitskräften in Zivil bewacht.

Geist ging den Plan ein letztes Mal durch. »Sobald wir auf dem Gelände sind, stecken Sie die Ihnen zugeteilten Gebäude in Brand. Richten Sie so viel Durcheinander wie möglich an. In dem resultierenden Chaos werden Hoffmann und ich versuchen, das Objekt zu sichern. Sobald geschossen wird, schalten Sie alles aus, was sich bewegt. Verstanden?«

Alle nickten.

Als alle bereit waren – was auch die Bereitschaft einschloss, notfalls zu sterben –, setzte die Gruppe sich in Bewegung und folgte dem Seeufer entlang dem nebelverhangenen Wald. Geist geleitete seine Männer an den Nachbargrundstücken vorbei. Die meisten alten Landhäuser waren verrammelt und würden erst im Sommer wieder bezogen werden. Bald würden Handwerker und Angestellte eintreffen und sie auf die Feriensaison vorbereiten, doch bis dahin waren es noch ein paar Wochen.

Dies war einer der vielen Gründe, weshalb Admiral Wilhelm Canaris, der Leiter der Abwehr, dieses kleine Zeitfenster ausgewählt hatte. Und es gab noch eine zeitliche Einschränkung.

»Der Eingang zum Bunker sollte unmittelbar vor uns liegen«, sagte Geist flüsternd zu Hoffmann. »Die Männer sollen sich bereithalten.«

Die britische Regierung, die davon ausging, dass Adolf

Hitler bald mit Luftangriffen auf die Inselnation beginnen würde, hatte an wichtigen Einrichtungen mit dem Bau unterirdischer Bunker begonnen. Der Bunker von Station X war erst zur Hälfte fertiggestellt. An dieser Stelle gab es eine kleine Lücke in der stacheldrahtbewehrten Mauer.

Geist beabsichtigte, sich diese Schwachstelle zunutze zu machen.

Er führte sein Team zu einem Landhaus, das an Bletchley Park grenzte. Es handelte sich um ein Backsteinhaus im Tudorstil mit gelben Fensterläden. Er näherte sich der Bruchsteinmauer, die das Grundstück umschloss, und bedeutete den Männern, dicht davor Aufstellung zu nehmen.

»Wohin wollen Sie?«, flüsterte Hoffmann. »Ich dachte, wir wollten durch einen Bunker eindringen.«

»Das werden wir auch.« Nur Geist verfügte über alle Informationen des Geheimdienstes.

In geduckter Haltung lief er zum Tor, das unverschlossen war. Die blinkende Taschenlampe hatte ihm bestätigt, dass alles vorbereitet war.

Geist zog das Tor auf, schlüpfte hindurch und geleitete seine Leute über den Rasen zum verglasten Wintergarten. Dort stieß er auf eine weitere unverschlossene Tür. Sie betraten das Haus und gingen durch die Küche. Die weißen Schränke leuchteten im Mondschein, der durch die Fenster fiel.

Ohne stehen zu bleiben, näherte er sich der Tür neben der Vorratskammer. Er öffnete sie und schaltete die Taschenlampe ein. Dahinter lag eine Treppe. Sie führte in einen Keller mit Steinboden; die Backsteinwände waren weiß getüncht, an der Decke führten Wasserrohre durch die Deckenbalken. Der Keller nahm die ganze Breite des Hauses ein.

Er führte seine Leute an gestapelten Kartons und mit Tüchern verhängten Möbeln vorbei zur Ostwand. Wie abgesprochen zog er einen alten Teppich beiseite, unter dem ein Loch zum Vorschein kam, das Canaris' Schläfer gegraben hatten.

Geist leuchtete ins Loch hinein. Darin war strömendes Wasser zu erkennen.

»Was ist das?«, fragte Hoffmann.

»Ein altes Abwasserrohr. Es verbindet alle Anwesen am Seeufer.«

»Und es führt auch zu Bletchley Park.« Hoffmann nickte.

»Und zu dessen teilweise fertiggestelltem Bunker«, bestätigte Geist. »Es dürfte eng werden, aber wir müssen nur hundert Meter darin zurücklegen bis zum Schutzraum.«

Den Agenten zufolge waren die erst kürzlich gegossenen Fundamente des Bunkers weitgehend unbewacht und sollten ihnen Zugang bieten zu dem Anwesen.

»Die Briten werden gar nicht wissen, wie ihnen geschieht«, sagte Hoffmann mit fiesem Grinsen.

Geist übernahm erneut die Führung, ließ sich durchs Loch hinunter und landete mit einem Platschen im knöcheltiefen Wasser. Eine Hand auf die verschimmelte Wand gelegt, drang er in die alte Steinröhre vor. Da sie nur anderthalb Meter im Durchmesser war, musste er den Kopf einziehen. Wegen des Gestanks hielt er die Luft an.

Nach ein paar Schritten schaltete er die Taschenlampe aus und orientierte sich am fernen Mondschein. Er bewegte sich noch langsamer durch das gekrümmte Rohr, damit die potenziellen Bewacher nicht aufmerksam wurden. Hoffmanns Leute folgten seinem Beispiel.

Schließlich hatten sie das Loch, durch das der Mondschein fiel, erreicht. Es war mit einem Gitter abgedeckt. Er

betastete die Kette und das Vorhängeschloss, mit denen das Gitter gesichert war.

Unerwartet, aber kein Problem.

Hoffmann reichte ihm einen Bolzenschneider an. Vorsichtig durchtrennte Geist die Schließe und löste die Kette. Mit einem Blick auf den Leutnant vergewisserte er sich, dass alle bereit waren, dann schob er das Gitter beiseite und kletterte durch die Öffnung.

Er befand sich innerhalb des Betonfundaments des Bunkers. Ringsumher zeichneten sich Wände, Leitungen und Rohre ab. Gerüste und Leitern führten zum Garten hoch. Er lief zu einem Gerüst hinüber und duckte sich. Einer nach dem anderen gesellten sich die übrigen acht Männer zu ihm.

Geist orientierte sich. Ihr Ziel, Baracke Nummer 8, lag vierzig Meter entfernt. Sie war eines von mehreren grün bemalten Holzgebäuden auf dem Grundstück. Jedes diente einem besonderen Zweck, doch sie hatten es auf die Forschungsanlage abgesehen, die von dem Mathematiker und Kryptoanalytiker Alan Turing geleitet wurde. Geist bedeutete seinen Männern zusammenzurücken.

»Denken Sie dran, nur dann zu schießen, wenn Sie entdeckt werden. Werfen Sie die Brandsätze in die Baracken Nummer 4 und 6. Das Feuer soll uns die Arbeit abnehmen. Wenn wir Glück haben, können wir bei dem entstehenden Durcheinander unbemerkt entkommen.«

Hoffmann deutete auf zwei seiner Männer. »Schwab, Sie führen Ihre Gruppe zur Baracke Nummer 4. Faber, Sie und Ihre Leute übernehmen Baracke Nummer 6. Kraus, Sie folgen uns. Falls es Schwierigkeiten gibt, setzen Sie das MG ein.«

Die Männer des Leutnants nickten, dann stiegen sie die Leitern hoch und kletterten aus dem Bunker hinaus. Geist schloss sich an, Hoffmann und Kraus folgten ihm.

Geduckt lief er in nördliche Richtung zu Baracke Nummer 8 und drückte sich an die Holzwand. Die Tür sollte hinter der Ecke liegen. Er wartete ab, ob sie bemerkt worden waren.

Im Kopf zählte er die Sekunden, bis im Osten und Westen Rufe ertönten. »Feuer, Feuer, Feuer!«

Daraufhin schlüpfte er um die Ecke und eilte die Treppe zur Eingangstür hoch. Als er die Klinke drückte, loderten die ersten Flammen empor.

Während das Geschrei lauter wurde, öffnete er die Tür und trat in den kleinen Raum. In der Mitte standen zwei aufgebockte Tische, darauf waren Lochkarten gestapelt. An den weiß getünchten Wänden hingen Plakate, die davor warnten, die Nazis hätten ihre Augen und Ohren überall.

Mit vorgehaltener Pistole stürmten er und Hoffmann durch die gegenüberliegende Tür in den Nebenraum. An einem langen Tisch saßen zwei Frauen und sortierten Lochkarten. Die Frau zur Rechten schaute bereits hoch. Sie fuhr auf dem Stuhl herum und streckte die Hand zu einem roten Alarmknopf an der Wand aus.

Hoffmann schoss ihr zweimal in die Seite. Die Schüsse waren nicht lauter als ein Husten.

Die zweite Frau schaltete Geist mit einem Schuss in den Hals aus. Sie kippte nach hinten, das Gesicht in einem Ausdruck von Überraschung erstarrt.

Das mussten Wrens gewesen sein – Angehörige des Women's Royal Navy Service –, die hier bei der Arbeit halfen.

Geist ging zur ersten Frau hinüber, durchsuchte ihre Taschen und fand darin einen daumengroßen Messingschlüssel. Die andere Frau hatte das Gegenstück in der Tasche, einen Eisenschlüssel.

Mit den beiden Fundstücken ging er in den Hauptraum hinüber.

Draußen gellte eine Alarmsirene.

Bislang wurde unsere List anscheinend nicht...

Das Rattern einer Maschinenpistole unterbrach seinen Gedankengang. Immer mehr Schüsse fielen.

Hoffmann fluchte. »Man hat uns entdeckt«, sagte der Leutnant.

Geist wollte nicht aufgeben. Er ging zu dem hüfthohen Tresor hinüber, der an der einen Wand stand. Wie erwartet war er mit zwei Schlössern gesichert, die unten und oben angeordnet waren, in der Mitte befand sich ein Zahlenkombinationsschloss.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte Hoffmann mit rauer Stimme. »Scheint so, als wären da draußen eine Menge Leute auf den Beinen.«

Geist zeigte zum Eingang. »Kraus, machen Sie den Rückweg zum Bunker frei.«

Der groß gewachsene Soldat nickte, hob seine schwere Waffe hoch und trat durch die Tür. Als Geist die beiden Schlüssel ins Schloss steckte, eröffnete draußen Kraus' MG42 brüllend das Feuer.

Geist konzentrierte sich auf seine Aufgabe, drehte den einen Schlüssel im Schloss und dann den anderen. Jedes Mal war ein deutliches Klacken zu hören. Dann legte er die Hand auf das Kombinationsschloss. Jetzt würde sich erweisen, ob die Abwehr ganze Arbeit geleistet hatte.

Er drehte den Zahlenknopf: neun... neunundzwanzig... vier.

Er holte tief Luft, atmete aus und zog am Griff.

Die Tresortür schwang auf.

Gott sei Dank.

Im Tresor befand sich nur ein einziger Gegenstand; eine braune Fächermappe, verschlossen mit Gummibändern. Er las die Beschriftung ab.

PROJEKT ARES.

Ares war der griechische Gott des Krieges, was in Anbetracht des Inhalts der Mappe durchaus passend war. Allerdings war dies nur ein vager Hinweis. Das Akronym ARES stand für eine welterschütternde Neuerung, die das Zeug hatte, den Lauf der Geschichte zu ändern. Sich der erschreckenden, unerhörten Bedeutung bewusst, nahm er mit zitternden Händen die Mappe heraus und schob sie unter seine Jacke.

Hoffmann, sein Stellvertreter, eilte zur Tür, zog sie einen Spalt weit auf und rief: »Kraus!«

»Kommen Sie!«, antwortete Kraus auf Deutsch, womit er jede Art von Heimlichtuerei überflüssig machte. »Bevor der Gegner sich neu formiert!«

Geist tauchte neben Hoffmann auf, zog den Sicherungsstift einer Brandgranate und schleuderte sie hinter sich in den Raum. Die beiden Männer stürmten nach draußen, als die Granate detonierte und Flammen aus den Fenstern schossen.

Zu ihrer Linken bogen zwei britische Soldaten um die Baracke. Kraus schaltete sie mit dem MG aus, doch ihnen folgten weitere Männer, die in Deckung gingen, das Feuer erwiderten und Geist und dessen Leute vom unfertigen Bunker forttrieben – weg von ihrem einzigen Fluchtweg.

Als sie sich aufs Gelände zurückzogen, wurde der Rauch immer dichter. Der beißende Geruch von brennendem Holz breitete sich aus.

Weitere Soldaten stürmten durch die Rauchwolke. Kraus hätte sie um ein Haar mit seinem MG quergeteilt, dann er-

kannte er seine Kameraden. Das war Schwabs Einsatzgruppe.

»Was ist mit Faber und den anderen?«, fragte Hoffmann. Schwab schüttelte den Kopf. »Die sind gefallen.«

Somit waren sie nur noch zu sechst.

Geist ließ sich rasch etwas einfallen. »Zum Fahrzeugpark«, sagte er.

Er rannte los und gab die Richtung vor. Im Laufen warfen sie Brandgranaten, um das Chaos noch weiter zu steigern, feuerten in Barackengassen hinein und legten jeden um, der ihnen vor die Läufe kam.

Schließlich hatten sie eine Reihe kleiner Schuppen erreicht. Fünfzig Meter dahinter lag das Haupttor. Hinter der Betonabspernung waren etwa ein Dutzend Soldaten in Deckung gegangen und hielten mit angelegten Waffen Ausschau nach Zielen. Scheinwerferkegel schwenkten über das Gelände.

Bevor sie bemerkt wurden, geleitete Geist die Gruppe in einen Wellblechschuppen, in dem drei Lkw-Transporter mit Planenabdeckung abgestellt waren.

»Wir müssen das Tor freimachen«, sagte Geist und blickte Hoffmann und dessen Männer an, wohl wissend, was er da von ihnen verlangte. Einige von ihnen würden den Einsatz vermutlich nicht überleben.

Der Leutnant erwiderte seinen Blick. »Wird erledigt.«

Geist klopfte Hoffmann anerkennend auf die Schulter.

Der Leutnant entfernte sich mit seinen vier verbliebenen Männern.

Geist kletterte in einen Laster, der Zündschlüssel steckte. Er ließ den Motor an, dann sprang er wieder heraus. Er ging zu den beiden anderen Lastern hinüber und öffnete die Motorhaube.

In der Ferne ratterte Kraus' Maschinengewehr, begleitet vom Knallen der Gewehre und hin und wieder der Detonation einer Granate.

Schließlich kam die erwartete Meldung.

»Alles klar!«, rief Hoffmann.

Geist lief zum wartenden Laster, kletterte hinein und legte den Gang ein – zuvor aber warf er je eine Handgranate in den Motorraum der anderen beiden Fahrzeuge. Als er aus dem Schuppen rollte und Gas gab, detonierten hinter ihm die Granaten.

Er raste zum Haupttor und bremste heftig. Auf dem Boden lagen tote britische Soldaten; die Scheinwerfer waren zerschossen. Hoffmann rollte humpelnd das Tor beiseite; sein Bein war blutverschmiert. Kraus ging hinkend zur Ladefläche und kletterte hinauf. Hoffmann setzte sich auf den Beifahrersitz und zog die Tür zu.

»Schwab und Braatz haben wir verloren.« Hoffmann zeigte nach vorn. »Los, los.«

Geist hielt sich nicht mit Trauern auf, sondern gab Gas und brettete über die Landstraße. Im Seitenspiegel hielt er Ausschau nach Verfolgern. Mit wiederholtem Abbiegen versuchte er, ihre Fluchtroute zu verschleiern. Schließlich steuerte er den Laster über einen Feldweg, der von alten Englischen Eichen gesäumt war. Er endete an einer großen Scheune, deren Dach zur Hälfte eingestürzt war. Zur Linken lag ein ausgebranntes Bauernhaus.

Geist hielt unter überhängenden Ästen und stellte den Motor aus. »Wir sollten erst mal unsere Verletzungen versorgen«, sagte er. »Wir haben schon genug Männer verloren.«

»Alle aussteigen«, befahl Hoffmann und klopfte mit den Fingerknöcheln gegen die Rückwand der Kabine.

Als alle ausgestiegen waren, verschaffte Geist sich einen Überblick über ihre Verletzungen. »Für die heute bewiesene Tapferkeit bekommen Sie alle das Ritterkreuz. Wir sollten ...«

Ein scharfer Ruf schnitt ihm das Wort ab. »Halt! Hände hoch!«

Ein Dutzend schwer bewaffneter Männer kam aus dem Gestrüpp und hinter der Scheune hervor.

»Keine Bewegung!«, rief der Anführer, ein hochgewachsener Amerikaner mit Thompson-Maschinenpistole.

Angesichts der ausweglosen Situation hob Geist die Arme. Hoffmann und mindestens zwei seiner Männer folgten seinem Beispiel, ließen die Waffen fallen und hoben die Hände.

Es war aus.

Während die Amerikaner Hoffmann und die anderen abklopften, trat ein Mann aus der dunklen Scheune hervor und näherte sich Geist. Mit einer Pistole Kaliber .45 zielte er auf dessen Brust.

»Fesselt ihn«, sagte er zu einem der Soldaten.

Als man ihm die Hände band, sprach der Anführer ihn mit Südstaatenakzent an. »Colonel Ernie Duncan, hundert-erste Luftlandedivision. Sie sprechen Englisch?«

»Ja.«

»Mit wem habe ich das Vergnügen?«

»*Schweinehund*«, entgegnete Geist auf Deutsch.

»Mein Sohn, ich bin mir ziemlich sicher, dass dies nicht Ihr Name ist. Ich vermute, die Beleidigung gilt mir. Dann werde ich Sie der Einfachheit halber Fritz nennen. Wir müssen uns unterhalten. Ob die Unterhaltung angenehm oder eher hässlich verläuft, liegt ganz bei Ihnen.«

Der amerikanische Colonel rief einen seiner Männer an. »Lieutenant Ross, lassen Sie die Männer auf die Ladefläche

ihres Lasters klettern und bereiten Sie den Abtransport vor. Sie können sich von Ihren Leuten verabschieden, Fritz.«

Geist wandte sich seinen Männern zu und rief: »Für das Vaterland!«

»Für das Vaterland!«, antworteten sie im Chor.

Die amerikanischen Soldaten geleiteten die Gefangenen zur Rückseite des Lasters, während Colonel Duncan mit Geist zur Scheune ging. Er schloss hinter ihnen das Tor und schwenkte den Arm über Heuhaufen und Mist.

»Ich bitte um Verzeihung wegen der bescheidenen Unterbringung, Fritz.«

Geist wandte sich ihm zu und lächelte. »Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Duncan.«

»Ich auch, mein Freund. Wie ist es gelaufen? Haben Sie gefunden, wonach Sie gesucht haben?«

»Das steckt unter meiner Jacke. Man kann sagen, was man will, aber die Deutschen kämpfen wie die Teufel. Bletchley brennt. Aber in einer Woche sind sie bestimmt wieder so weit, dass sie weitermachen können.«

»Gut zu wissen.« Duncan trennte mit einer Rasierklinge Geists Fesseln durch. »Wie soll's jetzt weitergehen?«

»Ich habe in einem Holster im Schritt eine kleine Mauser versteckt.« Geist richtete sich auf und massierte sich die Handgelenke, dann löste er das Halstuch und faltete es zu einem kleinen Quadrat zusammen. Er langte in die Hose und holte die Mauser hervor.

Geist schaute sich um. »Wo ist der Hinterausgang?«

Duncan zeigte in die Richtung. »Bei den Pferdeboxen. Niemand wird Sie bei der Flucht beobachten. Aber es muss überzeugend wirken. Verpassen Sie mir einen ordentlichen Schlag. Amerikaner sind zäh, wissen Sie.«

»Duncan, das gefällt mir nicht.«

»Eine Kriegsnotwendigkeit, Kumpel. Spendieren Sie mir eine Kiste Scotch, wenn wir wieder in den Staaten sind.«

Geist schüttelte dem Colonel die Hand.

Duncan ließ die .45er fallen und lächelte. »Na so was, Sie haben mich entwaffnet.«

»Darin sind wir Deutschen gut.«

Duncan riss sich die Uniformjacke auf, die Knöpfe fielen auf den strohbedeckten Boden. »Und es hat einen Kampf gegeben.«

»Okay, Duncan, das reicht. Drehen Sie den Kopf herum. Ich setze den Schlag hinter dem Ohr an. Wenn Sie zu sich kommen, werden Sie eine golfballgroße Beule und irre Kopfschmerzen haben, aber Sie wollen es ja so.«

»Genau.« Er fasste Geist beim Unterarm. »Seien Sie vorsichtig. Es ist ein weiter Weg bis nach D.C.«

Als Duncan den Kopf abwandte, verspürte Geist einen Anflug von schlechtem Gewissen. Doch er wusste, was nötig war.

Er drückte das zusammengefaltete Halstuch auf die Mündung der Mauser und setzte sie auf Duncans Ohr auf.

Der Colonel regte sich. »Hey, was haben Sie...«

Geist drückte ab. Mit einem dumpfen Knall drang die Kugel in Duncans Schädel ein und schleuderte seinen Kopf zurück, dann kippte er nach vorn und brach zusammen.

Geist sah auf ihn nieder. »Tut mir leid, mein Freund. Wie du schon sagtest, eine Kriegsnotwendigkeit. Wenn's dir hilft: Du hast soeben den Lauf der Geschichte verändert.«

Er steckte die Pistole ein, ging zum Hinterausgang der Scheune, trat in die neblige Nacht hinaus und verwandelte sich ... in ein wahres Gespenst.

TEIL 1

GESPENSTERJAGD

1

10. Oktober, 18:39 MDT

Bitterroot Mountains, Montana

Der ganze Ärger wegen eines einzigen verfluchten Nagels...

Tucker Wayne warf den kaputten Reifen in den Kofferraum seines Mietwagens. Der Jeep vom Typ Grand Cherokee stand auf dem Seitenstreifen einer wenig befahrenen Straße in den bewaldeten Bergen des Südwestens Montanas. Diese Millionen Hektar Land der Kiefern, von Gletscherströmen ausgewaschenen Canyons und schroffen Berggipfel stellten, abgesehen von Alaska, die größte zusammenhängende Wildnis der Vereinigten Staaten dar.

Er streckte sich und musterte die gewundene Straße, an beiden Seiten gesäumt von wogenden Hügeln und dichtem Kiefernwald.

Typisch. Mitten im Nirgendwo fahre ich auf einen Nagel und fange mir einen Platten...

Die Vorstellung fiel schwer, dass dieser bullige SUV von einem Eisenteil lahmgelegt worden war, das nicht mal so lang war wie sein kleiner Finger. Das machte einem bewusst, wie anfällig die moderne Technik war.

Er rammte die Ladeklappe zu und stieß einen durchdrin-

genden Pfiff aus. Sein Reisegefährte zog die lange, behaarte Nase aus einem Heidelbeerbusch zurück und blickte sich zu Tucker um. Die Enttäuschung darüber, dass die Pause schon zu Ende war, zeichnete sich in seinen dunkelbraunen Augen ab.

»Tut mir leid, Kumpel. Aber bis nach Yellowstone ist es noch ein weiter Weg.«

Kane schüttelte sein dichtes schwarz-braunes Fell, fand sich mit den Gegebenheiten ab und lief schwanzwedelnd zu seinem Herrn zurück. Seit seiner Zeit bei den Army Rangers und mehreren Einsätzen in Afghanistan waren sie Partner. Als seine Dienstzeit abgelaufen war, hatte er Kane mitgenommen – und zwar ohne spezielle Erlaubnis der Army. Diese Angelegenheit war jedoch inzwischen geklärt.

Jetzt waren sie ein unzertrennliches Team und suchten nach neuen Straßen und Wegen. Gemeinsam.

Tucker öffnete die Beifahrertür, und der siebzig Pfund schwere, aber schlanke Kane sprang auf den Sitz. Er war ein Belgischer Schäferhund, eine kompakte Rasse, beliebt bei Militär und Ordnungskräften wegen ihrer Treue und Intelligenz, aber auch wegen ihrer Behändigkeit und Zähigkeit im Kampfeinsatz.

An Kane aber reichte kein anderer Belgischer Schäferhund heran.

Tucker schloss die Tür und streichelte seinen Partner durchs offene Fenster hindurch. Dabei ertastete er eine alte Narbe, die Tucker an seine eigenen Verletzungen erinnerte; einige sah man, andere waren gut versteckt.

»Weiter geht's«, murmelte er, bevor die Gespenster der Vergangenheit ihn einholten.

Er setzte sich hinters Steuer, und die Fahrt durch den Bitterroot-Nationalpark ging weiter. Kane streckte den Kopf

aus dem Beifahrerfenster, ließ die Zunge heraushängen und schnupperte die Gerüche der Umgebung. Tucker grinste; wie immer, wenn sie unterwegs waren, ließ seine Anspannung allmählich nach.

Im Moment war er ohne Beschäftigung – und hatte vor, es einstweilen dabei zu belassen. Er übernahm nur dann einen Auftrag, wenn seine Finanzen es erforderlich machten. Nach seinem letzten Job – als die Sigma Force ihn angeheuert hatte, ein geheimer Ableger der militärischen Forschungs- und Entwicklungsabteilung – war sein Bankkonto gut gefüllt.

Um die Auszeit zu nutzen, war er mit Kane in den vergangenen Tagen auf den Spuren der Expedition von Lewis und Clark den Lost Trail Pass entlanggewandert, und jetzt waren sie unterwegs zum Yellowstone-Nationalpark. Er hatte absichtlich den Spätherbst für den Besuch des beliebten Parks ausgewählt, um der Hochsaison auszuweichen, denn Kanes Gesellschaft war ihm lieber als die der Zweibeiner.

Hinter einer Kurve der dunklen Straße tauchten die Neonlichter einer Tankstelle auf. Auf dem Schild an der Einfahrt stand: EDWIN GAS AND GROCERY. Er warf einen Blick auf die Tankanzeige.

Fast leer.

Er setzte den Blinker und bog zur kleinen Tankstelle ab. Bis zum nächsten Motel waren es noch fünf Kilometer. Er hatte vorgehabt, zu duschen und dann zum Yellowstone weiterzufahren, denn nachts war kaum Verkehr.

Jetzt musste er seinen Plan ändern und den platten Reifen so schnell wie möglich ersetzen. Hoffentlich konnte ihm jemand in der Tankstelle eine Werkstatt in dieser abgelegenen Gegend nennen.

Er hielt vor den Tanksäulen und stieg aus. Kane sprang

aus dem offenen Fenster an der Beifahrerseite. Seite an Seite gingen sie zum Tankstellengebäude hinüber.

Tucker zog die Glastür auf. Eine Messingglocke läutete. Eingerichtet war die Tankstelle wie überall: Regale mit Snacks und gestapelten Konservendosen, an der Rückwand mehrere Kühlvitрины. Es roch nach Bohnerwachs und in der Mikrowelle erwärmten Sandwiches.

»Guten Abend, guten Abend«, begrüßte ihn ein Mann in melodischem Tonfall.

Tucker hörte einen Dari-Akzent heraus. Von seinen Aufgehalten in der Wüste Afghanistans her kannte er sich mit den dortigen Dialekten aus. Trotz des freundlichen Tonfalls hatte er auf einmal ein flaues Gefühl im Bauch. Männer mit diesem Akzent hatten zahllose Male versucht, ihn abzuknallen. Und sie hatten ein Wurfgeschwister von Kane getötet.

Er dachte an die ausgelassene Freude seines Partners und ihre einzigartige Beziehung. Gewaltsam verdrängte er das Gemenge aus Schmerz, Trauer und Schuldgefühl.

»Guten Abend«, wiederholte der Mann hinter der Theke lächelnd; Tuckers Anspannung nahm er anscheinend nicht wahr. Das Gesicht des Tankstellenbesitzers war dunkelbraun, seine Zähne blendend weiß. Abgesehen von einem grauen Haaransatz war sein Schädel kahl. Er zwinkerte Tucker zu wie einem alten Freund, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Tucker, der im Einsatz hunderte afghanische Dorfbewohner kennengelernt hatte, wusste, dass seine Freundlichkeit nicht gespielt war. Trotzdem fiel es ihm schwer, die Tankstelle gänzlich zu betreten.

Auf der Stirn des Mannes bildete sich eine Falte, als er Tuckers Zögern bemerkte. »Willkommen«, sagte er und schwenkte einladend den Arm.

»Danke«, sagte Tucker gepresst. Seine Hand hatte er auf Kanes Flanke gelegt. »Was dagegen, dass ich den Hund mit reinbringe?«

»Nur zu. Jeder ist willkommen.«

Tucker holte tief Luft und ging an den Regalen mit Dörrfleisch, Slim-Jim-Fleischsnacks und Kartons mit Maischips vorbei. Er stellte sich vor die Theke und bemerkte, dass er der einzige Kunde im Laden war.

»Sie haben einen schönen Hund«, sagte der Mann. »Ist das ein Schäferhund?«

»Ein Belgischer Schäferhund. Er heißt Kane.«

»Ich heiße Aasif Qazi. Diese Tankstelle gehört mir.«

Er streifte mit der Hand über die Theke. Tucker bemerkte, dass er Schwielen an der Hand hatte.

»Sie kommen aus Kabul«, sagte Tucker.

Die Augenbrauen des Mannes schossen in die Höhe. »Woher wissen Sie das?«

»Das sagt mir Ihr Akzent. Ich war in Afghanistan.«

»Vor Kurzem, nehme ich an.«

Es ist schon eine Weile her, dachte Tucker, trotzdem kommt es mir so vor, als wäre es erst gestern gewesen. »Und Sie?«, fragte er.

»Ich bin als Jugendlicher in die Staaten gekommen. Meine Eltern sind klugerweise ausgewandert, als die Russen das Land besetzt haben. Meine Frau habe ich in New York kennengelernt.« Er hob die Stimme. »Lila, sag mal eben Hallo.«

Eine kleine grauhaarige Frau schaute lächelnd aus dem Büro hervor. »Hallo. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Und wie sind Sie beide hier gelandet?«

»Sie meinen, mitten im Nirgendwo?« Aasifs Lächeln vertiefte sich. »Lila und ich wollten aus der Stadt raus. Wir haben nach dem genauen Gegenteil gesucht.«

»Das haben Sie wohl auch gefunden.« Tucker schaute sich im menschenleeren Laden um und blickte zum dunklen Wald hinaus.

»Uns gefällt es hier. Normalerweise kommen auch mehr Leute. Aber im Moment ist Zwischensaison. Die Sommertouristen sind weg, und die Skifahrer lassen noch auf sich warten. Aber wir haben Stammkunden.«

Wie zum Beweis näherte sich ein brummender Dieselmotor, und ein weißer, verrosteter Pick-up bremste scharf vor den Tanksäulen.

Tucker blickte wieder Aasif an. »Sieht so aus, als gäb's Arbeit ...«

Der Mann kniff die Augen zusammen, seine Kiefermuskeln traten hervor. Bei der Army hatte man Tucker wegen seines ungewöhnlich großen Einfühlungsvermögens zum Hundeführer bestimmt. Das war die Voraussetzung für eine tiefe Verbindung zu seinem Partner, erleichterte aber auch den Umgang mit Fremden. Allerdings brauchte es keine besonderen Fähigkeiten, um zu erkennen, dass der Mann Angst hatte.

Aasif hob warnend die Hand. »Lila, geh wieder ins Büro.«

Sie gehorchte, warf ihrem Mann aber einen ängstlichen Blick zu.

Tucker trat näher ans Fenster, Kane folgte ihm. Er musterte den Wagen und bemerkte sogleich eine Auffälligkeit: Das Nummernschild war abgeklebt.

Das sieht eindeutig nach Ärger aus.

Niemand, der gute Absichten hegte, klebte sein Nummernschild ab.

Tucker atmete tief durch. Die Luft fühlte sich auf einmal dichter an und knisterte wie elektrisch aufgeladen. Er wusste, das war Einbildung und eine Folge des Adrenalinstoßes. Doch da braute sich eindeutig was zusammen. Kane

reagierte auf seinen Stimmungsumschwung, stellte die Rückenhaare auf und knurrte leise.

Zwei Männer in Flanellhemden, Baseballkappen auf dem Kopf, sprangen von der Ladefläche. Der Fahrer des Trucks hatte einen schmutzig roten Spitzbart, auf seiner grünen Baseballkappe stand: ICH WÜRD'S LIEBER MIT DEINER FRAU TREIBEN.

Na großartig... diese Landeier haben auch noch einen fürchterlichen Sinn für Humor.

Ohne den Kopf zu wenden, fragte er: »Aasif, haben Sie Überwachungskameras?«

»Die sind kaputt. Wir konnten sie noch nicht reparieren.«

Tucker seufzte vernehmlich. *Nicht gut.*

Die drei Männer näherten sich dem Eingang. Jeder hielt einen Baseballschläger in der Hand.

»Rufen Sie den Sheriff. Wenn Sie ihm trauen.«

»Das ist ein guter Mann.«

»Dann rufen Sie ihn her.«

»Vielleicht wäre es am besten, wenn Sie nicht ...«

»Rufen Sie an, Aasif.«

Tucker ging mit Kane zur Tür und trat ins Freie, ehe die Männer eintreten konnten. So wie die Dinge lagen, brauchte er Manövrierraum.

Tucker erwartete die drei am Bordstein. »n'Abend, Leute.«

»Heh«, sagte Mr. Ziegenbart und wollte an ihm vorbeigehen.

Tucker verstellte ihm den Weg. »Die Tankstelle ist geschlossen.«

»Scheißdreck«, sagte einer der Männer und hob den Schläger. »Guck mal, Shane, ich seh den Windelkopf von hier aus.«

»Dann sehen Sie auch, dass er gerade telefoniert«, sagte Tucker. »Er ruft den Sheriff.«

»Diesen Trottel?«, fragte Shane. »Wenn der seinen Arsch hierhergeschafft hat, sind wir längst wieder weg.«

Tuckers Grinsen wurde böse. »Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Er richtete den Zeigefinger der einen Hand nach unten, dann ballte er die Faust. Das Kommando war eindeutig: DROHEN.

Kane senkte den Kopf, bleckte die Zähne und stieß ein einschüchterndes Knurren aus. Trotzdem verharrte er an Tuckers Seite. Er würde sich erst dann in Bewegung setzen, wenn er eine weitere Anweisung bekam oder wenn die Fremden handgreiflich wurden.

Shane wich einen Schritt zurück. »Wenn mir der Köter blöd kommt, schlag ich ihm den Schädel ein.«

Wenn der Köter dich angreift, wirst du dich wundern, was passiert.

Tucker hob beschwichtigend die Hände. »Also schön, Jungs, ich sehe das so. Es ist Freitagabend, und ihr wollt ein bisschen Dampf ablassen. Ich bitte euch lediglich, euch ein anderes Ventil zu suchen. Die Leute da drinnen verdienen ihre Brötchen mit ehrlicher Arbeit. So wie ihr und ich auch.«

Shane schnaubte. »Wie wir? Mit diesen Windelköpfen haben wir nichts gemeinsam. Wir sind Amerikaner.«

»Die auch.«

»Ich habe Freunde im Irak verloren.«

»Das haben wir alle.«

»Was zum Teufel wissen Sie denn schon?«, fragte der dritte Mann.

»Genug, um den Unterschied zwischen den Ladenbesitzern und den Leuten zu erkennen, von denen ihr redet.«

Tucker musste an seine Reaktion bei Betreten des Ladens denken und verspürte einen Anflug von schlechtem Gewissen.

Shane hob den Baseballschläger und richtete ihn auf Tuckers Gesicht. »Aus dem Weg, oder es wird Ihnen leidtun, dass Sie sich mit dem Feind eingelassen haben.«

Tucker wusste, dass der Worte genug gewechselt waren.

Wie zum Beweis versetzte Shane Tucker einen Stoß gegen die Brust.

Wenn's denn sein muss.

Tuckers Linke schnellte vor und packte den Schläger. Er ruckte daran und zog Shane zu sich heran.

»FASS UND WIRF UM«, flüsterte er seinem Partner zu.

Kane hat das Kommando gehört – und reagiert. Er erfasst die Bedrohung, die von der Zielperson ausgeht: den schweren Atem, den Zorn, der seinem Schweiß einen bitteren Geruch verleiht. Die straff gespannten Muskeln entspannen sich. Noch ehe das letzte Wort ausgesprochen ist, setzt Kane sich in Bewegung, denn er hat den Wunsch seines Herrn vorausgeahnt und weiß, was zu tun ist.

Mit offenem Maul springt er nach oben.

Gräbt die Zähne ins Fleisch.

Schmeckt Blut.

Zufrieden schaute Tucker zu, wie Kane Shanes Unterarm packte. Als er auf den Pfoten landete, drehte der Schäferhund den Kopf herum und riss den Gegner zu Boden. Der Schläger fiel auf den Beton.

Shane schrie und verspritzte Speichel. »Schaff ihn weg, schaff ihn weg!«

Einer seiner Freunde näherte sich Kane und holte mit

dem Baseballschläger aus. Tucker, der damit gerechnet hatte, duckte sich und fing den Schlag mit dem Körper ab. Er dämpfte dessen Wucht, indem er den Schläger seitlich abprallen ließ, langte nach oben und hakte den Unterarm darum. Er hielt ihn fest – dann trat er seitlich aus. Mit einem dumpfen Ploppen traf sein Absatz die Kniescheibe des Mannes.

Der Mann ließ den Schläger brüllend los und taumelte rückwärts.

Tucker schwang die erbeutete Waffe gegen den dritten Angreifer. »Es ist vorbei. Fallen lassen.«

Der Mann funkelte ihn an, dann ließ er den Schläger fallen...

...langte in die Tasche und hob den Arm.

Tucker sah das Messer aufblitzen. Er wich einen Schritt zurück und entging dem ersten Hieb. Mit dem Schuh traf er auf den Bordstein, stürzte in eine Reihe leerer Propangastanks und ließ den Schläger los.

Mit einem grausamen Grinsen nahm der Mann über Tucker Aufstellung und schwang das Messer. »Zeit, dir eine Lektion zu erteilen...«

Tucker langte über die Schulter nach hinten, packte eine Propangasflasche, die über den Gehweg rollte, und rammte sie dem Mann seitlich gegen die Beine. Mit einem Aufschrei ging der Angreifer zu Boden.

Tucker wälzte sich zu ihm, packte das Handgelenk des Mannes und bog es nach hinten, bis ein Knochen brach. Er ließ das Messer los. Tucker nahm es an sich, während der Mann sich zusammenkrümmte.

Lektion abgeschlossen.

Er richtete sich auf und ging zu Shane hinüber, der vor Angst und Schmerz die Lippen zusammenpresste. Kane hielt

ihn immer noch fest, die Zähne bis zum Knochen im blutenden Unterarm vergraben.

»AUS«, befahl Tucker.

Der Schäferhund gehorchte, blieb aber in Shanes Nähe und bleckte die blutigen Zähne. Tucker gab seinem Partner mit dem Messer Rückhalt.

Im Wald gellten Sirenen, die stetig lauter wurden.

Tucker hatte ein flaues Gefühl im Bauch. Zwar hatte er in Notwehr gehandelt, doch er befand sich weitab vom Schuss und wartete auf einen Sheriff, der ihn festnehmen konnte, wenn ihm danach war. Hinter den Bäumen funkelte Blaulicht, dann bog ein Streifenwagen auf den Parkplatz ein und hielt in zehn Metern Entfernung.

Tucker hob die Hände und ließ das Messer fallen.

Er wollte vermeiden, dass jemand einen Fehler machte.

»Schhhh«, machte er. »SEI EIN BRAVER HUND.«

Der Hund setzte sich auf die Hinterbeine, wedelte mit dem Schwanz und legte den Kopf schief.

Aasif kam nach draußen. Anscheinend spürte er seine Anspannung. »Sheriff Walton ist ein fairer Mann, Tucker.«

»Wenn Sie es sagen.«

Wie sich herausstellte, war Aasif ein guter Menschenkenner. Hilfreich war, dass der Sheriff die drei Männer bereits kannte und keine hohe Meinung von ihnen hatte. *Diese Jungs machen schon seit einem Jahr Ärger*, erklärte der Sheriff. *Bislang hatte bloß noch niemand die Eier, sie anzudeuten.*

Sheriff Walton nahm ihre Aussagen auf. Das überklebte Nummernschild des Trucks kommentierte er mit betrübtem Kopfschütteln. »Ich glaube, Shane, das wäre dann das dritte Mal. Soviel ich weiß, sind Rotschöpfe dieses Jahr sehr beliebt im Staatsgefängnis.«

Shane senkte den Kopf und stöhnte.

Als zwei weitere Streifenwagen eingetroffen waren und die drei Männer weggeschafft hatten, wandte Tucker sich an den Sheriff. »Muss ich in der Gegend bleiben?«

»Wollen Sie das denn?«

»Nicht unbedingt.«

»Ich glaube, das wird nicht nötig sein. Ich habe ja Ihre Aussage. Ich bezweifle, dass Sie erneut werden aussagen müssen, aber falls es dazu kommen sollte ...«

»Dann komme ich zurück.«

»Gut.« Walton reichte ihm eine Karte. Tucker hatte erwartet, dass die Telefonnummer der Polizeistation darauf stünde, doch stattdessen war ein Wagen mit eingedrücktem Stoßfänger darauf abgebildet. »Mein Bruder hat in Wisdom eine Autowerkstatt, das ist das nächste Städtchen am Highway. Ich sag ihm Bescheid, dass er Ihren platten Reifen zu einem fairen Preis flicken soll.«

Tucker nahm die Karte freudig entgegen. »Danke.«

Als alles geregelt war, fuhr Tucker mit Kane weiter. Auf dem Weg zum Motel zeigte er dem Schäferhund die Karte. »Siehst du, Kane? Wer sagt denn, dass keine gute Tat unge-sühnt bleibt?«

Allerdings hatte er sich zu früh gefreut. Als er vor seinem Zimmer hielt, bot sich ihm im Scheinwerferlicht ein unerwarteter Anblick.

Auf der Bank neben der Tür saß eine Frau – ein Gespenst aus der Vergangenheit. Allerdings war die Erscheinung weder mit Khakisachen noch mit blauer Ausgehuniform bekleidet, sondern mit Jeans, hellblauer Bluse und offener Strickjacke.

Tuckers Herzschlag geriet ins Stolpern. Mit laufendem Motor blieb er hinter dem Steuer sitzen und versuchte zu

begreifen, wie sie hierhergekommen war und wie sie ihn gefunden hatte.

Sie hieß Jane Sabatello. Zum letzten Mal hatte er sie vor sechs Jahren gesehen. Er registrierte jedes Detail an ihr, und ein jedes löste Erinnerungen aus, die Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen ließen: die vollen Lippen, der Mondschein, der ihrem blonden Haar einen silbrigen Glanz verlieh, die Freude in ihren Augen am Morgen.

Tucker hatte nie geheiratet, doch bei Jane hatte nicht viel gefehlt.

Und jetzt saß sie da und wartete auf ihn – und sie war nicht allein.

Neben ihr saß ein Junge, der sich an ihre Hüfte schmiegte.

Einen Moment lang fragte er sich, ob der Junge vielleicht ...

Nein, das hätte sie mir gesagt.

Er stellte endlich den Motor ab und stieg aus. Als sie ihn wiedererkannte, richtete sie sich auf.

»Jane?«, murmelte er.

Sie eilte ihm entgegen, umarmte ihn und hielt ihn bestimmt eine halbe Minute lang fest, bevor sie sich von ihm löste. Mit feuchten Augen betrachtete sie sein Gesicht. Im grellen Licht der Scheinwerfer des Cherokee bemerkte er unter dem einen Wangenknochen eine dunkle Prellung, die das Kosmetikpuder nur unzureichend verdeckte.

Die panische Angst in ihrem Blick war noch deutlicher zu erkennen.

Sie krallte die Finger in seinen Arm. »Tucker, du musst mir helfen.«

Sie blickte zum Jungen.

»Jemand will uns umbringen.«

2

10. Oktober, 20:22 MDT

Bitterroot Mountains, Montana

Als Tucker Jane die Zimmertür aufhielt, musterte er sie aufmerksam. Sie ging mit steifem Rücken an ihm vorbei, die Hand auf die Schulter des Jungen gelegt. Vor dem Eintreten schaute sie sich aufmerksam im Zimmer um. Erst als sie sich vergewissert hatte, dass sich niemand darin aufhielt, entspannte sie sich und gab ihrer Erschöpfung nach. Sie geleitete ihren Sohn in den Raum und setzte sich mit einem leisen Seufzer auf eines der beiden Betten.

Der blondhaarige, drei- oder vierjährige Junge kletterte neben ihr aufs Bett und lehnte sich an sie. Jane streichelte ihm das Haar. Augenblicklich fielen ihm die Augen zu.

Tucker setzte sich aufs andere Bett, sodass er Jane fast mit den Knien berührte. Sie rutschte unwillkürlich ein Stück weg.

Gleich darauf fasste sie sich wieder und legte sich die Hand aufs Knie. »Es war eine lange Fahrt«, sagte sie.

Tucker wusste, dass sie nicht allein wegen der Fahrt geschafft war. Die Frau, die er kannte, war äußerst belastbar gewesen. Um sie nicht unter Druck zu setzen, überließ er